

**HEYNE** <

## Das Buch

Die Psychaterin Irene Cogan soll feststellen, ob es sich bei dem kürzlich verhafteten Serienkiller, der seit Jahren von dem FBI-Agenten Ed Pender gejagt wurde, tatsächlich um eine multiple Persönlichkeit handelt. Sie gelangt rasch zu einem positiven Urteil, doch sie erfährt die schreckliche Ursache dieser Spaltung auf albtraumhafte Weise: Dem Mörder gelingt es zu flüchten, und er nimmt Irene Cogan als Geisel mit auf einen Horrortrip, auf dem sie nur eine Chance hat: Sie muss mit ihrem Kidnapper den Kontakt halten und ihm zu verstehen geben, dass sie ihn – trotz seiner schlimmen Taten – heilen will.

## Der Autor

Jonathan Nasaw lebt in Pacific Grove, Kalifornien. *Die Geduld der Spinne* ist sein erster Roman.

Im Heyne Taschenbuch sind außerdem lieferbar:

*Angstspiel, Seelenesser, Blutdurst* und *Reich der Schatten*.

JONATHAN NASAW

# DIE GEDULD DER SPINNE

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe  
THE GIRLS HE ADORED



**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
Holmen Book Cream  
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden

Redaktion: Jochen Stremmel

Taschenbuchausgabe 10/2007

Copyright © 2001 by Jonathan Nasaw

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: H. Köster/A.B./zefa/Corbis

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aiblingen

Gesetzt aus der NewBaskerville

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

ISBN: 978-3-453-72157-9

*Für Susan*



**1** »Ich werde Ihnen etwas Zeit sparen«, sagte der Häftling im orangefarbenen Overall, als er in Fußfesseln und Handschellen, die Handgelenke an einen mit einem Vorhängeschloss versehenen Gürtel gekettet und einen finster dreinblickenden Deputy an seiner Seite, in den Vernehmungsbereich schlurfte. »Ich bin im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, meine Gemütsverfassung und meine Affekte sind den Umständen entsprechend.«

»Wie ich sehe, sind Sie mit dem Ablauf vertraut.« Die Psychiaterin, eine schlanke blonde Frau Anfang vierzig, blickte von einem Metallschreibtisch auf, der bis auf ein Diktaphon, einen Notizblock und einen braunen Ordner leer war. »Nehmen Sie Platz.«

»Wäre es vielleicht möglich, die Dinger da abzunehmen?« Der Häftling rasselte theatralisch mit seinen Ketten. Er war zierlich und relativ klein und sah aus wie Ende zwanzig.

Die Psychiaterin sah den Deputy an, der den Kopf schüttelte. »Nicht, wenn Sie wollen, dass ich Sie allein mit ihm lasse.«

»Vorerst will ich das«, sagte die Psychiaterin. »Könnte allerdings sein, dass er später für ein paar der standardisierten Tests eine Hand frei braucht.«

»Dann muss ich aber dabei sein. Sie brauchen nur den Hörer abzunehmen, wenn es so weit ist.« An der Wand hinter der Psychiaterin war ein schwarzes Telefon befestigt. Daneben befand sich ein unauffälliger Alarmknopf; ein ähnlicher Knopf war auf der Seite des Schreibtisches verborgen, auf der die Psychiaterin saß. »Und du, hinsetzen.«

Achselzuckend ließ sich der Häftling auf den Holzstuhl nieder und zog mit seinen angeketteten Händen am Zwickel seines Overalls, als wäre er ihm hochgerutscht. Sein herzförmiges Gesicht war nicht unattraktiv, mit langwimprigen Augen und Lippen wie ein Botticelli-Engel. Er schien von einer Locke nussbraunen Haars gestört, die ihm jungenhaft über die Stirn und in ein Auge gefallen war. Deshalb langte die Psychiaterin über den Schreibtisch, als der Wärter den Raum verließ, und strich sie ihm mit den Fingern zurück.

»Danke«, sagte der Häftling und blickte sie unter gesenkten Lidern hervor an. Das Blitzen boshafter, selbstgefälligen Vergnügens war aus seinen goldgesprenkelten Augen verschwunden – aber nur einen Moment. »Wirklich eine nette Geste. Sind Sie eine Hure der Verteidigung oder eine Hure der Anklage?«

»Weder noch.« Die Psychiaterin ignorierte die Beleidigung. Er stellte sie auf die Probe, sagte sie sich. Er versuchte, die Interaktion unter seine Kontrolle zu bekommen, indem er eine aggressive Reaktion provozierte.

»Jetzt sagen Sie schon! Was von beidem? Entweder hat Sie mein Anwalt angeheuert, damit Sie sagen, ich bin verrückt, oder der DA hat Sie angeheuert, dass Sie sagen, ich bin's nicht. Oder sollen Sie im Auftrag des Gerichts feststellen, ob ich verhandlungsfähig bin? Sollte Letzteres der Fall sein, kann ich Ihnen versichern, dass ich vollkommen in der Lage bin, die gegen mich erhobenen Anklagepunkte zu verstehen und mich so zu verhalten, dass es meiner Verteidigung förderlich ist. Das sind doch die Kriterien, oder nicht?«

»Mehr oder weniger.«

»Sie haben meine Frage immer noch nicht beantwortet. Wenn Sie möchten, formuliere ich sie noch mal neu. Sind Sie im Auftrag der Verteidigung, der Anklage oder des Gerichts hier?«

»Hätte das denn Einfluss darauf, wie Sie auf meine Fragen antworten?«

Die Haltung des Häftlings änderte sich abrupt. Er ließ die



Schultern hängen, krümmte den Hals und legte den Kopf auf die Seite. Er artikulierte die nächsten Wörter vorsichtig, fast prüde ganz vorn in seinem Mund und sagte mit einem leichten Lispeln: »Hätte dass denn Ein-flusss darauf, wie Ssie auf meine Fragen ant-worten?«

Das war eine erstaunlich zutreffende Nachahmung ihrer Haltung und Sprechweise, stellte die Psychiaterin fest. Er hatte sie durchschaut, sogar bis auf den Anflug des Lispelns, der nach jahrelanger Sprachtherapie alles war, was von einem ehemals starken, zischenden Sprachfehler übrig geblieben war, mit dem sie Daffy Duck hätte synchronisieren können. Doch die Parodie war mehr liebevoll als gemein, als würde er sie seit Jahren kennen und sympathisch finden.

»Natürlich hätte das Einfluss darauf«, fuhr er mit seiner eigenen Stimme fort. »Machen Sie mir doch nichts vor.«

»Wahrscheinlich haben Sie Recht.« Die Psychiaterin ließ sich in ihren Stuhl zurücksinken und versuchte trotz der auf ihren Wangen erblühenden Röte den Anschein professioneller Sachlichkeit zu wahren. »Das war übrigens eine hervorragende Imitation.«

»Danke!« Trotz Gefängnis Kleidung, Ketten und Umständen brachte das Grinsen des Häftlings den Raum zum Leuchten. »Möchten Sie mal meinen Jack Nicholson sehen?«

»Vielleicht ein andermal«, antwortete sie und klang zu ihrem Ärger genauso prüde wie seine Imitation von ihr. Sie er tappte sich dabei, wie sie mit flatternden Fingerspitzen nach den obersten Knöpfen ihrer beigen Bluse tastete, wie ein Schulmädchen, das gemerkt hatte, dass ihr Verehrer ver stolhen auf ihre Brust schielte. »Wir haben heute noch ein umfangreiches Arbeitspensum vor uns.«

»Oh! Na dann aber, packen wir's an.« Der Häftling schlenkerte mit seinen gefesselten Handgelenken, als verscheuchte er Tauben; seine Ketten klimperten melodios.

»Danke.« Sie beugte sich vor und drückte den Netzschalter des stimmaktivierten Diktaphons. »Ich bin übrigens Dr. Cogan.«

Die Psychiaterin hatte gehofft, er würde in ähnlicher Weise reagieren – bisher hatte sich der Häftling geweigert, den Behörden seinen Namen zu nennen. Doch alles, was sie von ihm zu hören bekam, war ein gut gelauntes »Sehr erfreut« und ein beiläufiges, wenn auch eingeschränktes Winken seiner angeketteten rechten Hand.

Sie versuchte es noch einmal, diesmal direkter. »Und Sie heißen ...?«

»Nennen Sie mich Max.«

»Ich muss feststellen, dass Sie meine Frage nicht ganz beantwortet haben.«

»Ich muss feststellen, dass Sie *meine* nicht ganz beantwortet haben. Wer hat Sie angeheuert?«

Sie hatte gehofft, er würde nicht darauf zurückkommen; jetzt musste sie antworten, oder sie lief Gefahr, sich seine Kooperation zu verspielen. »Das Gericht, indirekt. Ich wurde von einer Firma engagiert, die ihre Dienste dem County zur Verfügung stellt.«

Er nickte, als hätte sie etwas bestätigt, was er bereits wusste. Sie wartete einen Moment, bevor sie ihm auf die Sprünge half. »Und Sie heißen?«

»Wie gesagt, nennen Sie mich Max.« Er blickte auf. Mehr kann ich wirklich nicht für Sie tun, sagte sein verlegenes Grinsen; ich gewinne, sagten seine Augen.

Die Psychiaterin machte weiter. »Freut mich, Max. Wie Sie vermutlich wissen, gibt es verschiedene Standardtests, die wir machen müssen –«

»MMPI, Rorschach, thematische Apperzeption, vielleicht sogar eine Satzvervollständigung, wenn Sie wirklich versuchen, Ihre Stunden optimal –«

»– aber vielleicht sollten wir uns erst ein paar Minuten unterhalten.«

»Falls Sie mit ›sich unterhalten‹ ein klinisches Gespräch meinen, das mit einer Frage beginnt, die dem Patienten bei der Beantwortung viel Spielraum lässt und darauf abzielt, ihm

seine persönliche Ansicht über das Problem« – er musste kurz innehalten, um Atem zu holen – »oder die Schwierigkeit zu entlocken, die ihn oder sie dazu veranlasst hat, sich in Behandlung zu begeben, dann lassen Sie mich Ihnen etwas Zeit ersparen: Meine Diagnose lautet dissoziative Amnesie, möglicherweise ein dissoziativer Fuguezustand.«

Dann befindest du dich wohl doch nicht im Vollbesitz deiner geistigen Kräfte, dachte Dr. Cogan und beendete den Blickkontakt, um den Inhalt des braunen Ordners durchzusehen. »Ich bin schon richtig gespannt, Max. Sie scheinen bestens vertraut mit psychologischen Fachbegriffen und Verfahren. Waren Sie denn mal im psychologisch-psychiatrischen Bereich tätig?«

»Könnte sein.« Dann, nachdenklich: »Könnte natürlich aber auch sein, dass ich Patient in einer geschlossenen Anstalt war. Ich meine, in Anbetracht der Umstände, unter denen ich gefunden wurde.«

»Das klingt doch schon mal wie ein guter Anfang. Erzählen Sie mir, unter welchen Umständen Sie gefunden wurden.«

»Also, Dr. Cogan, das war folgendermaßen.« Der Häftling beugte sich auf seinem Stuhl vor. Sein Atem ging jetzt flacher, und das Funkeln in seinen Augen war dunkler und ausgeprägter. Die Psychiaterin hatte den Eindruck, dass er zum ersten Mal, seit er den Raum betreten hatte, voll bei der Sache war. »Das Erste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich in einem Auto saß, und zwar neben der Leiche einer jungen Frau, die kurz zuvor aufgeschlitzt worden war.«

*Aufgeschlitzt.* Irene Cogan fand es seltsam, wie ein einfaches Wort so viel aussagekräftiger sein konnte als der dreiseitige Bericht eines Gerichtsmediziners, in dem mit klinischer Akribie eine halbkreisförmige Inzision in der Bauchdecke beschrieben wurde, »die eineinhalb Zentimeter über dem rechten Darmbeinkamm beginnt, sich bis auf drei Zentimeter über der Schambeinsymphyse nach unten zieht, dann wieder einen nach oben gerichteten Bogen bis zur Spitze des linken

Darmbeinkamms beschreibt, was das Austreten von Dick- und Dünndarm zur Folge hat ...«

Sie blickte von dem braunen Ordner auf. Mit einem erwartungsvollen Lächeln und leuchtenden Augen wartete der Häftling auf ihre nächste Frage und sah dabei für alle Welt aus wie jemand, der eine tolle erste Verabredung in vollen Zügen genoss. Vorübergehend aus ihrer professionellen Neutralität gerissen, schaltete Dr. Cogan auf Autopilot und lobbte ihrem Gegenüber in Ermangelung einer richtigen Frage zwei seiner letzten Wörter zurück. »Kurz zuvor? Könnten Sie das etwas spezifizieren?«

Der Häftling hob lässig die Schultern – beziehungsweise so lässig, wie es seine Ketten erlaubten. »Keine Ahnung, dreißig, vierzig Sekunden vielleicht. Sie saß noch aufrecht.«

**2** Das FBI legte Wert darauf, dass seine Agenten jung und fit waren, in konservativen Anzügen auftraten und ihre Dienstwaffe in einem über den Nieren sitzenden Holster trugen. Special Agent E. L. Pender stand mit fünfundfünfzig zwei Jahre vor seiner Pensionierung, war übergewichtig und außer Form und trug unter einem karierten Sportsakko, das sein Chef einmal als so knallig bezeichnet hatte, dass es ein blindes Pferd zum Scheuen brächte, eine SIG Sauer P226 9mm-Halbautomatik in einem weichen Schulterholster aus Kalbsleder.

»Angenehmen Aufenthalt in San José, Agent Pender«, sagte die junge Flugbegleiterin bei der obligatorischen Verabschiedung am Ausgang. Angesichts der unzähligen Formulare, die es auszufüllen galt, um eine Waffe an Bord eines Passagierflugzeugs mitnehmen zu dürfen, war es für einen bewaffneten

FBI-Agenten dieser Tage unmöglich, incognito zu reisen. »Danke, dass Sie mit United geflogen sind.«

»*Ich* habe zu danken.« Pender tippte an seinen schmal-krempigen, grün-schwarzen Pepitahut mit der winzigen Feder im Band, der sein Markenzeichen war. Darunter war er so kahl wie eine Melone. »Wissen Sie, es gab mal Zeiten, da hätte ich ein hübsches Mädchen wie Sie nach seiner Telefonnummer gefragt.«

»Das kann ich mir denken.« Die Stewardess lächelte höflich. »Hätte ich sie bekommen?«

Das Lächeln geriet keinen Moment ins Wanken. »Mit sieben haben mich meine Eltern noch nicht ausgehen lassen, Agent Pender, egal mit wem.«

Am Mietwagenschalter hatte Pender nicht viel mehr Glück. Die Angestellte wusste nichts von der mittelgroßen Limousine, die für ihn hätte reserviert werden sollen, weshalb er gezwungen war, seine auf einen Meter dreiundneunzig verteilten einhundertzehn Kilo hinter das Steuer eines Toyota Corolla zu zwängen.

Wenigstens hatte der Wagen eine Klima- und eine passable Stereoanlage. Pender drehte Temperatur- und Lautstärkeregler voll auf, suchte einen Oldies-Sender und sang beim Fahren in einem warmen, beseelten Tenor mit. Es dauerte eine geschlagene Stunde, bis ein Song kam, dessen Text er nicht vollständig kannte.

Eigentlich hätte Pender laut dienstlicher Etikette die lokale FBI-Dienststelle benachrichtigen sollen, bevor er in Salinas aufkreuzte, um einen im dortigen Bezirksgefängnis einsitzenden Mordverdächtigen zu vernehmen. Aber soviel er gehört hatte, waren sie dort immer noch ziemlich sauer, seit ihnen die Dienststelle San Francisco letzten Sommer ein paar Agenten runtergeschickt hatte, um in einem wichtigen Entführungsfall die Ermittlungen zu übernehmen – es war also nicht damit zu rechnen, dass sie einen Einmischer wie Pender mit offenen Armen empfangen würden.

Genau genommen hätte sich Pender außerdem unverzüglich beim Monterey County Sheriff's Department melden müssen. Aber bevor er einen Antrag stellte, den Gefangenen verhören zu dürfen, wollte er erst mit dem Polizisten sprechen, der die Verhaftung vorgenommen hatte, und Lokalpolizisten neigten gegenüber Kollegen bekanntlich zu übertriebener Fürsorge.

Den Informationen zufolge, die Pender von einem der überarbeiteten Angestellten der Abteilung Liaison Support erhalten hatte, wohnte Deputy Terry Jervis in einem Ort namens Prunedale. Dieser Ortsname hatte in Washington für einige Lacher gesorgt. »Prunedale, die Heimat ganz normaler Menschen« und sonst noch Einiges in diesem Stil.

Er fand die Adresse ohne Probleme – ein Gutes hatte es, für den Staat zu arbeiten: Man bekam immer eine gescheite Landkarte. Es war ein kleines, gepflegtes Ranchhaus mit Sprühputzmauern und dem einen oder anderen dazwischengeflickten Rundbogen, um das Ganze als Missionsstil bezeichnen zu können. An den Hang eines Hügels geschmiegt, lag es in der Art von halb-ländlicher Umgebung, in der die Hälfte der Behausungen Wohnwagen waren und die Hälfte der Wohnwagen wahrscheinlich illegale Schnapsbrennereien. Mitten auf dem steinigen, aber sauber gemähten Rasen stand ein mickriger, an einem Pfahl festgebundener Zitronenbaum; den kurzen Weg von der Einfahrt zur Haustür säumten gepflegte Blumenbeete.

Pender klingelte und trat dann von der niedrigen Eingangsstufe zurück, damit seine Größe nicht einschüchternd wirkte. Die Frau, die die Tür so weit öffnete, wie es die Kette zuließ, war schwarz, massiv und fast so breit wie hoch. Penders erster Gedanke war, dass möglicherweise sie selbst Deputy Jervis war – sie hatte den breiten Arsch eines Cops, und das Festnahmeprotokoll hatte keine Hinweise auf das Geschlecht des die Festnahme vornehmenden Deputy enthalten.

»Ja?«

»Special Agent Pender, FBI. Könnte ich Deputy Jervis sprechen.«

»Terry ruht sich gerade etwas aus. Könnte ich bitte Ihr Schild sehen?«

Wenn schon nicht der Cop, dann die Frau des Cops – nur eine Polizistenfrau würde »Schild« statt »Dienstmarke« sagen. Pender klappte seine Brieftasche auf, um ihr seine alte Marke des Department of Justice zu zeigen, die mit dem Adler oben drauf und der Frauengestalt mit den verbundenen Augen und dem Pagenschnitt, die in einer Hand die Waagschale der Gerechtigkeit und in der andern ein Schwert hält.

»Haben Sie einen Lichtbildausweis?«

»Hier.«

Sie blickte von dem Foto auf der laminierten Karte zu seinem Gesicht und wieder zurück, dann schloss sie die Tür. Die Kette klimperte; die Tür ging weiter auf. »Kommen Sie rein.«

Pender nahm seinen Hut ab, als er durch die Tür trat. »Danke, Mrs. Jervis.«

Die Frau runzelte die Stirn. »Ich bin Aletha Winkle.«

Pender zuckte übertrieben zusammen. »Entschuldigung. Das ist mein Job – vorschnelle Schlüsse zu ziehen.«

Sie ignorierte die Entschuldigung und rief über ihre Schulter. »Terry, da ist ein Typ vom FBI, der dich sprechen will.«

Die Antwort war ein gedämpftes »Okay«. Pender folgte Winkle an einem kleinen, vorwiegend mit Korbmöbeln eingerichteten Wohnzimmer vorbei einen kurzen Flur hinunter in ein ganz in Weiß und Rosa gehaltenes Schlafzimmer – alles, von der Bettwäsche bis zur Kommode, vom Teppich bis zur Deckenlampe war entweder weiß oder rosa.

Pender blieb wie angewurzelt in der Tür stehen – die blasse Frau, die im Bett saß, richtete eine halbautomatische Pistole auf seinen Bauch. Er riss die Hände hoch. »FBI – immer mit der Ruhe, Deputy.«

»Entschuldigung«, zischte Terry Jervis mit zusammengebissenen Zähnen und ließ die Waffe sinken. »Aber man hat mir

gesagt, der Kerl hätte Drohungen ausgesprochen – deshalb machen wir uns etwas Sorgen, er könnte jemand schicken, der sie in die Tat umsetzt.«

Deputy Jervis hatte stacheliges blondes Haar und müde blaue Augen. Ihre untere Gesichtshälfte war dick bandagiert, ihr Unterkiefer wurde von Drähten zusammengehalten. Sie trug einen Nadelstreifenpyjama, schwarz auf rosa.

»Verstehe.« Pender ließ die Hände sinken. »Bereitet Ihnen das Sprechen Schmerzen?«

»Ziemlich.«

»Ich entschuldige mich schon im Voraus – ich wäre nicht hier, wenn es nicht wichtig wäre. Ich bin Ihnen für alles dankbar, was Sie mir erzählen können.«

»Dann werde ich mich besser mal verdrücken«, sagte Aletha Winkle. »Ruf einfach, wenn du mich brauchst, Schatz.« Sie bückte sich, schüttelte die Kissen der kleineren Frau auf und küsste sie oben auf die Stirn. Auf dem Weg nach draußen wackelte sie mit ihrem Zeigefinger in Penders Richtung. »Dass Sie sie mir bloß nicht überanstrengen!«

»Pfadfinderehrenwort«, erwiderte Pender.

Jervis lächelte verhalten. »Aletha ist ein bisschen überfürsorglich.«

»Das habe ich schon gemerkt – aber möge Gott sie dafür segnen.« Pender hatte die Erfahrung gemacht, dass manche lesbischen Frauen, wie die Angehörigen der meisten Minderheiten, dazu neigten, selbst einen freundlich neutralen Ton als kaum verhohlene Missbilligung zu deuten. Doch Pender war ein Befürworter der so genannten affektiven Vernehmungsmethode, weshalb er einen Extraschuss Wärme in seine Stimme legte, als er das Grinsen erwiderte.

»Pflanzen Sie sich hin.« Deputy Jervis deutete auf den kleinen, rosa gepolsterten Stuhl vor dem rosa-weißen Schminktisch, bevor sie die Pistole vorsichtig auf den Nachttisch legte, neben ein gerahmtes Foto von sich und Winkle, auf dem sie, die Arme um ihre Taillen gelegt, vor dem Haus standen.



Wahrscheinlich war es am Tag ihres Einzugs aufgenommen – neben einem grünen Volvo-Kombi stand ein gelber Drive-Yr-Self-Umzugslaster in der Einfahrt.

»Brauchen Sie die wirklich?« Pender deutete mit dem Kopf auf die Waffe. Er kannte das Modell gut – .40er Glocks waren mittlerweile die Standardwaffen der Rekruten in der FBI-Akademie.

Jervis nickte verlegen. »Ich weiß, es ist idiotisch. Ich weiß, er ist hinter Gittern, aber ich habe trotzdem Angst vor ihm. Wenn Sie diesen Wichser nie gesehen haben, machen Sie sich auch keine Vorstellung, wie schnell der Wichser ist.«

»Wahrscheinlich nicht.« Pender nahm den zerbrechlich aussehenden Stuhl, stellte ihn im 45-Grad-Winkel etwa einen Meter neben das Bett – die empfohlene Vernehmungssposition – und setzte sich mit dem Hut im Schoß vorsichtig darauf.

»Haben Ihre Leute schon was Neues über diesen Hurensohn rausgefunden?«

Pender schüttelte den Kopf. »Fehlanzeige. Er hatte keinerlei Ausweise bei sich – keine Brieftasche, nur ein paar Geldscheine –, und das Auto gehörte dem Opfer. Mit seinen Fingerabdrücken lässt sich auch nichts anfangen, alte Transplantate auf den Innenflächen beider Hände. Bisher keine Übereinstimmungen – im Labor arbeiten sie an einer Rekonstruktion.« Pender rutschte mit dem Stuhl etwas näher ans Bett – das war für den Vernommenen das Zeichen, dass es Zeit wurde, zur Sache zu kommen. »Erzählen Sie mir von der Festnahme – wie haben Sie ihn geschnappt?«

»Routinemäßige Verkehrskontrolle. Brauner Chevy Celebrity mit kalifornischem Kennzeichen. Überfährt bei Laguna Seca auf dem Highway achtundsechzig Richtung Osten eine rote Ampel. Fahrer männlich, Beifahrer weiblich. Ich mache das Blaulicht an, er steigt aufs Gas. Ich gebe die Verfolgung über Funk durch; aber schon ein paar Sekunden später fährt er an den Straßenrand. Als ich mich dem Fahrzeug nähere, sehe ich, wie sich der Fahrer zu seiner Mitfahrerin hinüberbeugt –

ich denke, er legt ihr den Sicherheitsgurt an. Dann wendet er sich mir zu, mit einem strahlenden Lächeln, was gibt's, Officer? An diesem Punkt hatte ich noch nicht mal mein Holster aufgemacht. Ganz gewöhnliche Verkehrsübertretung, vielleicht eine Verwarnung wegen des Sicherheitsgurts.

Aber als ich in den Wagen schaue, sehe ich dieses blonde Mädchen, kann nicht älter als achtzehn gewesen sein, sie sitzt kerzengerade da und hält sich mit beiden Händen den Bauch. Sie hatte einen weißen Pullover an, der aussah, als wäre er unten in überlappenden Streifen rot gefärbt, und sie hatte einen total eigenartigen Gesichtsausdruck. Einfach, wissen Sie, *verblüfft* – ich werde diesen Ausdruck nie vergessen. Ich frage sie, ob alles in Ordnung ist, sie hebt mit beiden Händen ihren Pullover hoch, und ihre Eingeweide rutschen in ihren Schoß.«

Jervis schloss die Augen, als wollte sie die Erinnerung ausblenden. Das ließ Pender nicht zu. »Was geschah dann?«

»Er hat das Messer in der linken Hand – bevor ich reagieren kann, reißt er es blitzschnell hoch und rammt es mir so fest rein, dass ich zuerst dachte, er hat auf mich geschossen. Es war, als würde mein Mund explodieren – ich falle hintenüber, spucke Blut und Zähne, versuche meine Waffe zu ziehen. Aber er ist bereits über mir, bevor ich auf dem Boden lande. Ich kriege meine Waffe nicht raus, aber ich klammere mich an das Holster, als hinge mein Leben daran.«

Wieder zuckte Jervis zusammen; ihre Hand fuhr an ihren Unterkiefer. »An mehr kann ich mich nicht erinnern – sie sagen, er hat versucht, meinen Gürtel abzureißen, als ein Wagen zu meiner Unterstützung ankam, und ich habe mich so fest ans Holster geklammert, dass sie meine Finger einzeln von ihm lösen mussten.«

»Aber Sie gelten offiziell als die Festnahme vornehmender Officer.«

Ein bitteres Lachen. »Ein Akt der Wohltätigkeit. Es war ein dreißig Zentimeter langes Bowiemesser – ein Souvenir aus Alamo, hab ich gehört. Hat mir rechts alle unteren Backenzähne

rausgehauen, links alle oberen. Hat meine Zunge nur ganz knapp verfehlt. Sonst könnte ich jetzt nicht mit Ihnen reden.«

Ihr fahles Gesicht wurde kreidebleich; ihr Blick streunte zu der Flasche Vicodin auf dem weißen Korbnachtisch.

»Und ich habe Miss Winkle eben noch versprochen, Sie nicht zu stark zu beanspruchen.« Pender wusste, ihm blieb nicht mehr viel Zeit; er kam abrupt zu der Frage, die er dem einzigen Menschen, der das Opfer lebendig gesehen hatte, stellen musste. »Nur noch eine Frage, dann lasse ich Sie in Ruhe. Sie betrifft das Mädchen. Sie sagen, sie war blond?«

»Ja, Sir.«

»Könnten Sie das etwas spezifizieren – war ihr Haar wasserstoffblond, aschblond, was genau?« Er suggerierte ihr ganz bewusst nicht, was er hoffte, dass sie sagen würde.

Und tatsächlich sagte sie es: »Nein, Sir, es war eher so ein rötliches Blond.«

»Was man manchmal auch als erdbeerblond bezeichnet?«

»Ja, Sir, das trifft es ziemlich gut.« Es war nicht zu übersehen, dass ihr jedes Wort Schmerzen bereitete.

Pender tätschelte die blasse sommersprossige Hand, die auf dem rosa Deckbett lag. »Das war sehr gut, meine Liebe. Wirklich sehr gut. Sie haben mir sehr geholfen – Sie brauchen kein Wort mehr zu sagen.«

Aletha Winkle bedachte Pender mit einem finsternen Blick, als sie geschäftig hereingerauscht kam.

»Ich finde allein raus«, sagte Pender.

»Und rufen Sie nächstes Mal vorher an.«

»Ja, Ma'am, werde ich auf jeden Fall«, erwiderte Pender lammfromm.

Penders Zerknirschung war nicht von langer Dauer. Im Gegenteil, schon als er den blumengesäumten Weg zur Einfahrt entlangschritt, tam-ta-tammte er »And the Band Played On«, ein Stück, das 1899 von Charles B. Ward und John F. Palmer geschrieben worden war, aber fast ein Jahrhundert später im-

mer noch so bekannt war, dass bei der 1997 stattfindenden Antrittsbesprechung des Teams, das damit beauftragt worden war, über das Verschwinden von neun Frauen aus neun weit auseinander liegenden Regionen im Lauf der letzten neun Jahre Ermittlungen anzustellen, der Chef der Abteilung Liaison Support des FBI, Steven P. McDougal, die ersten paar Zeilen des Refrains auswendig aufsagen konnte und dabei davon ausging, dass jeder der anwesenden Agenten sie kannte:

*Casey would waltz with a strawberry blond  
And the band played on.  
He'd glide 'cross the floor with the girl he adored  
And the band played on.  
(Casey tanzte mit einer Erdbeerblonden,  
und die Kapelle spielte weiter.  
Er schwebte mit seiner Angebeteten über den Tanzboden,  
und die Kapelle spielte weiter.)*

Deshalb gab McDougal dem Phantom-Kidnapper nach der einzigen Gemeinsamkeit der vermissten Frauen, ihrer Haarfarbe, den Spitznamen Casey. Aber dann sang Ed Pender in seinem hellen Tenor die nächsten zwei Zeilen des Lieds:

*His brain was so loaded it nearly exploded  
The poor girl would shake with alarm.  
(Sein Hirn war so geladen, dass es fast explodierte,  
das arme Mädchen zitterte vor Angst.)*

Im Raum wurde es totenstill; es war McDougal, der schließlich das Schweigen brach.

»Ed hat kein gutes Gefühl bei der Sache, Jungs und Mädels«, verkündete er, lehnte sich in den Ledersessel am Kopfende des Konferenztisches zurück und linste professorenhaft über seine Lesebrille. »Helfen wir ihm doch, es loszuwerden.«

Seit dieser Antrittsbesprechung waren zwei weitere rotblon-

de Frauen unter verdächtigen Umständen als vermisst gemeldet worden, aber das FBI hatte die Öffentlichkeit weiterhin nicht über seine Ermittlungen informiert, hauptsächlich deshalb, weil nicht eine einzige Leiche aufgetaucht war. Dann führte im Juni 1999 Monterey County Sheriff's Deputy Terry Jervis eine, wie sie dachte, Routineverkehrs kontrolle durch, und damit wurde schlagartig alles anders.

Casey, du Hurensohn, dachte Pender, als er sich wieder in den blauen Corolla zwängte. Jetzt haben wir dich, du Hurensohn.

**3** Auf einem Bergkamm, hoch oben in den Cascade Mountains des südlichen Oregon, steht eine rotblonde Frau Anfang fünfzig in einem hochgeschlossenen grünen Seidengewand und einer gleichfarbigen Operationsmaske auf einem Hühnerhof und verteilt Futter an eine Schar goldgefiederter Buff Orpingtons.

Ihre Bewegungen sind un gelenk – sie beugt und dreht sich steif aus der Hüfte heraus –, und die aus den langen Ärmeln ihres Gewands hervorstehenden Hände haben etwas grotesk Skelettartiges, glatte glänzende Haut, die sich straff über fleischlose Knochen spannt. Sie verschüttet fast so viel Futter, wie sie aussät. Sie schilt die Hühner liebevoll, die sich um ihre Füße drängen und unter ihr Gewand huschen, um heruntergefallene Körner aufzupicken.

»Aber Kinder, es ist doch genug für alle da.« Ihre Stimme wird durch die grüne Seidenmaske gedämpft und hat ein eigenartiges Timbre, dünn und resonanzlos – das Gegenteil von nasal. »Vivian, benimm dich – nicht drängeln. Und du, Freddie – beherrsche dich ein wenig. Denk an deine Stellung.«

Freddie Mercury ist der einzige Hahn auf dem Hühnerhof,

ein stolzierender Dandy mit wallendem Gefieder aus patiniertem Gold und stolz geschwellenem rotem Kamm. Als die Frau geduckt den dunklen Hühnerstall betritt, folgt er ihr und gluckt der dort brütenden Henne beruhigend zu, dass ihrem Ei keine Gefahr droht.

Und tatsächlich pflücken die knöchigen Finger der Frau nur die unbeaufsichtigten Eier, alle braun, einige noch warm, aus dem schmutzigen Stroh der Gelege und legen sie behutsam, vorsichtig, in den flachen Korb, der an ihrem Unterarm hängt. Als sie fertig ist, begleitet sie der Hahn zum Tor und steht Wache, damit sich keine seiner drallen goldenen Ehefrauen oder gelbbraunen Küken mit ihr davonmacht.

Vom Hühnerhof führt sie ein Fußmarsch von wenigen hundert Metern durch ein schattiges Gehölz mit altem Douglas-fichtenbestand zu den Hundezwingern mit dem Laubengang davor, wo sie ein halbes Dutzend bernsteinäugiger schwarzgefleckter Rottweiler mit walzenförmigen Rümpfen, kräftigen, breiten, abgeflachten Köpfen und mächtigen Kiefern, die einen Schafskopf oder ein Fahrrad mit gleicher Mühelosigkeit zerbeißen können, lautlos begrüßen, indem sie mit ihren Stummelschwänzen wedeln und mit den breiten Hinterteilen wackeln.

Gespentisch lautlos, gespenstisch geduldig, stehen die Hunde zitternd still, während die Frau eine Holzkiste mit einem 20-Kilo-Sack Hundefutter öffnet, das Trockenfutter in sechs Schüsseln schaufelt, von denen jede ein Etikett mit dem Namen ihres Besitzers trägt – Jack, Lizzie, Bundy, Piper, Kiss und Dr. Cream –, und ein frisches Ei in jede Schüssel schlägt. Erst als sie das letzte Ei in die letzte Schüssel geschlagen und den Hunden einen von einem Handzeichen begleiteten mündlichen Befehl gegeben hat, stürzen sie los, um mit dem Fressen zu beginnen.

Als sie fertig sind, lässt die Frau die Hunde über den Laubengang durch das Haupttor nach draußen. Sie verteilen sich in sechs verschiedene Richtungen, um ihr Geschäft möglichst